Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 49 (1969-1970)

Heft: 10

Artikel: Wort und Sache im Denken Goethes : Ernst Zinn zum sechzigsten Geburtstag am 26. Januar 1970

Autor: Schadewaldt, Wolfgang

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162372

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wort und Sache im Denken Goethes

Ernst Zinn zum sechzigsten Geburtstag am 26. Januar 1970

WOLFGANG SCHADEWALDT

1.

Die folgenden Ausführungen beruhen auf der gewiss nicht neuen, doch nicht immer in ihrer vollen Bedeutung gewürdigten Tatsache: wie in der Sprache Goethes Wort und Sache in einer einzigartigen Weise zusammenstimmen.

Man sollte meinen, dies sei ziemlich selbstverständlich. Schon Aristoteles, in seiner Schrift über Hermeneutik, spricht dem «Wort», *logos*, definitorisch das «Bezeichnen», «Bedeuten» und «Erscheinungwerdenlassen» – natürlich einer Sache – zu *(semainein, deloûn, apophainesthai)*, und auch unsere moderne Informationstheorie stellt den Sachbezug unserer menschlichen Rede mit Entschiedenheit heraus.

Aber so einfach liegen bei der natürlichen Sprache die Dinge nicht. Uns Menschen ist mit dem Wort, von dem geschrieben steht, dass es «am Anfang» war, ein höchst wirksames, doch zugleich auch gefährliches Instrument in die Hand gegeben. Das Wort, ein gar herrliches Gebilde, wenn es im Sinn des Aristoteles strikt bezeichnet, umfassend bedeutet und wesenhaft offenbart, ist zugleich ein dämonisches Etwas, behaftet mit allen Nücken und Tücken, wie unter unseren tierischen Begleitern das Pferd: stets bereit zu bocken, zu verweigern und auszubrechen, während es sich auf der anderen Seite auch wieder, seltsam gefügig, die naturwidrigsten Gangarten andressieren lässt. Man hat deswegen, nicht ohne Recht, dem Wort eine ebensogrosse Fähigkeit zur Lüge und Täuschung zugesprochen wie die Fähigkeit zu offenbaren, und Talleyrand ist es, glaube ich, gewesen, der den Ausspruch getan hat: das Wort sei dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verkleiden: «La parole a été donnée à l'homme pour déguiser sa pensée.» –

Vielleicht kann man die «Unkraft der Worte», wie Platon es genannt hat *(astheneia ton logon)*, sich grundsätzlich so verdeutlichen. Das Wort wird durch ein Dreieck dargestellt, das durch drei Grenzbegriffe konstituiert ist: das Ich, das spricht, das Du als das Gegenüber, zu dem gesprochen wird, und drittens das Es der zwischen beiden besprochenen Sache. Drei Verkehrtheiten des Worts entspringen daraus: einmal, das Ich erfasst die Sache nicht *hinlänglich*, oder es *drängt* sich zu sehr *vor*, bringt sich zu sehr zur Geltung, oder es *unterwirft* sich zu sehr dem andern, auf den es wirken will. Und aus

dieser Unzulänglichkeit, Eitelkeit und Unterwürfigkeit des Worts entspringt dann weiter eine ganze Fülle der eben genannten Nücken und Tücken: Unklarheit, Ungenauigkeit, Gefärbtheit, tendenziöse Absichtlichkeit, Flachheit, konventionelle Blässe, Dünnheit, Forciertheit, Preziosentum, Manier; das Wort kann schielen, irisieren, irrlichtelieren und als blosse Redensart eine in sich selbst fortzeugende Kraft entwickeln, die zwar verblüffen mag, jedoch mit irgendeiner Sache nichts mehr zu tun hat.

Auf dieser im Wesen des Wortes angelegten Labilität der Sprache beruht es, dass gerade sprachgewaltige Wortmeister, die ernsthaft der Sache hingegeben waren, zu allen Zeiten zugleich Verächter des Wortes und der Sprache gewesen sind. So bei den Griechen der Historiker Thukydides in seiner leidenschaftlichen Wahrheitsuche *(zetesis tês aletheias)* den Dichtern und Geschichtenschreibern gegenüber; so Platon, der gegenüber Rhetorik und Sophistik überzeugt ist, dass das Gespräch der Dialektik die einzige Weise ist, den Logos recht zu reiten; so der alte Cato mit seinem «*rem tene, verba sequentur*»; so etwa auch Luther, der am 1. August 1537 (Tischreden W.A. III, Nr. 3619) mit Kreide auf den Tisch schrieb:

verba et res – Philippus (Melanchthon)
res sine verbis – Lutherus
verba sine re – Erasmus
nec res nec verba – Carolostadtius.

2.

Ein grosser Wortverächter ist auch Goethe gewesen. Die Sprache ist ihm zwar «unstreitig das Höchste, was wir haben» («allenfalls die Musik würde er ganz zuoberst setzen»: Zur Naturwiss. Physik. Wirkungen II 1, 173, 28; Rausch S. 56). Aber im «Faust», bei dem Versuch, das «heilige Original» zu übersetzen: «Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen», und Faust ersetzt sodann im Fortschritt seiner Übertragung das «Wort» durch die «Tat». Es ist ein Gedanke, den Goethe auch schon in dem kleinen Gedicht «Sprache» aus dem Jahr 1773 angedeutet hat. Die Sprache ist weder reich noch stark. Allein die Tat kann Reichtum wie Macht und Stärke verbürgen.

Was reich und arm! Was stark und schwach!
Ist reich vergrabner Urne Bauch?
Ist stark das Schwert im Arsenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück
Fliesst, Gottheit, von dir aus!
Fass' an zum Siege, Macht, das Schwert,
Und über Nachbarn Ruhm!

(Jub. A. 2, 154; Trunz Bd. I 63, erläutert S. 448)

Worüber Goethe vor allem Klage führt, das ist die «Unzulänglichkeit der Sprache», den Gegenstand wie das Gefühlte adäquat auszudrücken. Wir können «das Beste unserer Überzeugungen nicht in Worte fassen, die Sprache ist nicht auf alles eingerichtet...» – die Sprache ist nur ein «Surrogat». Unsere «armen Worte» sind nur «ewig unzureichende Annäherungen». – «Selbst die hohe Ausbildung einer Terminologie einer wissenschaftlichen Sprache kann für die wahre Einsicht gefährlich werden.» Und Goethe meint, als Dichter vielleicht etwas geworden zu sein: «hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt» (Venezianische Epigramme 76). So aber «verderb' ich unglücklicher Dichter in dem schlechtesten Stoff leider nur Leben und Kunst» (Venezianische Epigramme 29; Jub. A. 4, 211). Und endlich, vor die Natur gestellt, gelangt Goethe in dem Gespräch mit Falk aus dem Jahr 1809 (14.7.) zu folgendem unerhörten Ausspruch: «Wir sprechen überhaupt viel zu viel... Ich meinerseits möchte mir das Reden ganz abgewöhnen... Jener Feigebaum, diese kleine Schlange, der Cocon, der dort vor dem Fenster liegt und seine Zukunft erwartet, alles das sind inhaltschwere Signaturen. Ja, wer nur ihre Bedeutung recht zu entziffern vermöchte, der würde alles Geschriebene und alles Gesprochene bald zu entbehren im Stande sein... Es ist so etwas Müssiges, ich möchte fast sagen, Geckenhaftes im Reden, dass man vor dem stillen Ernst der Natur und ihrem Schweigen erschrickt, sobald man sich vor einer einsamen Felswand oder in der Einöde eines alten Berges gesammelt entgegenstellt.»

Auch mit nüchterner Sachlichkeit gibt Goethe für die Unzulänglichkeit der Sprache eine Erklärung: «Die Sache ist ganz einfach diese. Alle Sprachen sind aus naheliegenden menschlichen Bedürfnissen, menschlichen Empfindungen und Anschauungen entstanden. Wenn nun ein höherer Mensch über das geheime Wirken und Walten der Natur eine Ahnung und Einsicht gewinnt, so reicht seine ihm überlieferte Sprache nicht hin, um solches von menschlichen Dingen durchaus Fernliegendes auszudrücken. Es müsste ihm die Sprache der Geister zu Gebote stehen, um seinen eigentümlichen Wahrnehmungen zu genügen. Da dies aber nicht ist, so muss er bei seiner Anschauung ungewöhnlicher Naturverhältnisse stets nach menschlichen Ausdrücken greifen, wobei er dann fast überall zu kurz kommt, seinen Gegenstand herabzieht oder wohl gar verletzt oder vernichtet» (Eckermann 20.6.1831; Rausch S. 17).

Es ist das Problem der Sprache und des Worts, vor dem auch heute unsere Naturwissenschaft steht, wenn sie etwa in die Welt des Kleinsten, der Teilchen, eindringt, worüber Werner Heisenberg lichtvoll gehandelt hat («Sprache und Wirklichkeit in der modernen Physik» in «Wort und Wirklichkeit», Vortragsreihe München 1960, 32ff.): «Dieser Sachverhalt der Komplementarität hat also dazu geführt, dass die Physiker, wenn sie über das atomare Geschehen reden, sich oft mit einer ungenauen und gleichnishaften Sprache

begnügen, dass sie nur wie die Dichter versuchen, im Geist des Hörenden durch Bild und Gleichnis gewisse Bewegungen hervorzurufen, die in die gewollte Richtung weisen...» (S. 51); und: «Die Menschen dringen in unserer Zeit in entlegene Bereiche der Natur vor, die unseren Sinnen nicht mehr unmittelbar zugänglich sind... Damit verlassen wir nicht nur den unmittelbar sinnlich erfahrbaren Bereich, wir verlassen auch den Raum, in dem sich unsere gewöhnliche Sprache gebildet hat und für den sie brauchbar ist. Wir sind daher gezwungen, eine neue Sprache zu lernen, die der gewöhnlichen Sprache an vielen Stellen sehr fremd ist. Eine neue Sprache bedeutet aber auch eine neue Art zu denken...» (S. 62).

Und wieder Goethe, in den «Maximen und Reflexionen»: «Der Sprache liegt zwar die Verstandes- und Vernunftsfähigkeit des Menschen zu Grunde; aber sie setzt bei dem, der sich ihrer bedient, nicht eben reinen Verstand, ausgebildete Vernunft, redlichen Willen voraus. Sie ist ein Werkzeug, zweckmässig und willkürlich zu gebrauchen; man kann sie ebensogut zu einer spitzfindig-verwirrenden Dialektik wie zu einer verworren-verdüsternden Mystik verwenden, man missbraucht sie bequem zu hohlen und nichtigen, prosaischen und poetischen Phrasen, ja, man versucht, prosodisch untadelhafte und doch nonsensikalische Verse zu machen.» Und schliesslich, alles zusammenfassend und zum Positiven überleitend, in den «Aphorismen zur Naturwissenschaft» unter dem Titel «Symbolik»: «Durch Worte sprechen wir weder die Gegenstände noch uns selbst völlig aus. Durch die Sprache entsteht gleichsam eine neue Welt, die aus Notwendigem und Zufälligem besteht. Verba valent sicut num(m)i. Aber es ist ein Unterschied unter dem Gelde. Es gibt goldne, silberne, kupferne Münzen und auch Papiergeld. In den erstern ist mehr oder weniger Realität, in dem letzten nur Konvention. Im gemeinen Leben kommen wir mit der Sprache notdürftig fort, weil wir nur oberflächliche Verhältnisse bezeichnen. Sobald von tiefern Verhältnissen die Rede ist, tritt sogleich eine andre Sprache ein, die poetische.» Jene andere Sprache, die Goethe die «poetische» nennt, ist die Sprache durch das Bild, das Gleichnis, das Symbol, und wir werden noch darauf kommen, inwiefern diese «poetische» Sprache dort eintritt, wo von «tiefern Verhältnissen» die Rede ist.

3.

Zunächst sei überhaupt das Positive hervorgehoben, wie Goethe aus dem tief erlittenen Bewusstsein der Unzulänglichkeit des Worts der Sache, dem Wirklichen, dem Seienden gegenüber aller Erreichbarkeit zum Trotz den unbedingten Willen zur höchsten Sach- und Wirklichkeitsgemässheit des Sprechens als Mensch, als Denker wie als Dichter schöpft. Auch darüber haben wir von ihm selbst ein überaus aufschlussreiches Zeugnis. In den «Maximen und Reflexionen»: «Wir haben das unabweichliche, täglich zu

erneuernde grundernstliche Bestreben, das Wort mit dem Empfundenen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginierten, Vernünftigen möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen. Jeder prüfe sich, und er wird finden, dass dies viel schwerer sei, als man denken möchte, denn leider sind dem Menschen die Worte gewöhnlich Surrogate: er denkt und weiss es meistenteils besser als er sich ausspricht.»

Die hier von dem Schriftsteller und Dichter sich selbst abgeforderte grösstmögliche Koinzidenz des Wortes mit der Sache durchmisst die ganze Skala von Empfindung, Schau, Gedanke, Erfahrung, Vorstellung, Vernunft, das heisst den ganzen Bereich des Seienden, wie dieses sich dem Menschen, vermählt mit seinem Bewusstsein, darstellt. Eine nicht geringe Anzahl von Äusserungen Goethes aus allen Zeiten seines Lebens gehen in die gleiche Richtung. Er preist schon in der «Theatralischen Sendung» die «süssen, sich an jeden Gegenstand anschmiegenden Worte». Er lobt an dem Dichter J. H. Voss «jene Gediegenheit des Ausdrucks, wo jedes Wort richtig gewählt ist, keines einen Nebenbegriff zulässt, sondern bestimmt und einzig seinen Gegenstand bezeichnet». Bei Bacon of Verulam bemerkt er mit Wohlgefallen, wie bei diesem Denker die «Beobachtung über Grillenfängerei zu siegen, an die Stelle des Wortes die Sache zu treten anfängt, indem das Wort eine wohl beobachtete Sache bezeichnet». Und er freut sich im hohen Alter (1823), als jener Dr. Heinroth seine Denk- und Dichtart mit dem Worte «gegenständlich» charakterisiert. In Italien, wo ihm so vieles Neues geschenkt und so viel früher Erstrebtes bestätigt wird, «will er nicht mehr ruhen, bis ihm nichts mehr Wort und Tradition, sondern lebendiger Begriff ist. Von Jugend auf war mir dieses mein Trieb und meine Plage». Hier in Italien ist es auch, wo er an Homer und den Griechen jenen Stil neu erfuhr, der nicht auf *Willkür*, sondern auf *Notwendigkeit* beruht, insofern er nicht auf «Effekt», sondern auf «Existenz» gerichtet ist. Von allem Manirierten, Preziösen, Überformten, Genialisch-Enigmatischem des Stils, worin so manche Schriftsteller, Dichter wie Philosophen, jener Zeit bis auf den heutigen Tag ihre Wirkung suchen und ihren zeitgenössischen Beifall finden, weiss Goethe sich nun endgültig getrennt. Was er dem Künstler wie dem Schriftsteller vor allem anrät – es mag banal erscheinen –, ist «Fasslichkeit». In «Antik und Modern» von 1818: «Die Klarheit der Ansicht, die Heiterkeit der Aufnahme und die Richtigkeit der Mitteilung, das ist es, was uns entzückt... Das Fassliche wird uns immer zuerst ergreifen und vollkommen befriedigen.»

Nur im Vorübergehen sei erwähnt, wie Goethe mit seiner Forderung, dass das Wort im Gegenstand, in der Sache wurzeln, vom Gegenstand, von der Sache her gefasst sein soll, uralte Stilregeln der Griechen auf seinem eigenen Wege neu erworben hat. Einmal die «Richtigkeit des Worts», die die Griechen «*orthoépeia*» nannten; sodann die letzte *Angemessenheit* des Worts

der Sache gegenüber, das griechische «*prepon*», das den Griechen als eine übergreifende Norm für die Bereiche der künstlerischen wie denkerischen Formung wie auch der praktischen und ethischen Lebensgestaltung galt. Vor allem aber kehrt in Goethes «Fasslichkeit» jene «Kraft, einzuleuchten», «*saphéneia*» lebendig wieder, in der Aristoteles die höchste und einzige «Tugend» *(areté)* der Rede sah. In all dem geht es um die grösstmögliche «Wahrheit» des Worts, die dem so gefährlich flüchtigen, nichtigen Ausdruck eine Art Sein verleiht. Und so erfüllt die scheinbar so schlichte Stilvorschrift Goethes jene grosse allgemeine Forderung: «Das Erste und Letzte, das vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe.» Oder auch aus Italien an Charlotte von Stein (6.1.1787): «Auch das hab ich wieder gesehen, dass ich für alles zu alt bin, nur für das Wahre nicht.»

Auf Schritt und Tritt liesse an Goethes eigenem Sprachgebrauch sich zeigen, wie er jenen auf Wahrheit des Worts gerichteten Stil in verschiedenartigen Äusserungen als Mensch, als Dichter und Gelehrter während seines langen Lebens durchzuhalten wusste, wie er in seinen Versen, seiner Prosa, seinen Tagebüchern, seinen Briefen, ja selbst in amtlichen Schriften mit seinem Wortgebrauch den Nagel auf den Kopf trifft und wie selbst seine einfachsten, nur so hingesagten Worte genau umrissene Aussagen sind. Die Worte Goethes sind in dieser Hinsicht im höchsten Grade *sachgerecht*. Und mit dem Begriff der «Sachgerechtheit» können wir den ersten, gleichsam inneren Kreis der Art bezeichnen, wie bei Goethe in seinem Denken wie in seinem Stil Wort und Sache zusammenstimmen. Doch Goethes Wort ist nicht nur *sachgerecht*, es ist in einem weitergehenden Sinne *seinsgemäss*, und diese «Seinsgemässheit» charakterisiert den zweiten, umfassenderen Kreis, in dem das Wort Goethes wirklichkeitsgemäss und wahr ist. Auch darüber hat er sich selbst vielfach und unmissverständlich geäussert.

4.

Auch im Umkreis des seinsgemässen Worts geht es um die höchstmögliche Adäquatheit. Doch nicht nur um diejenige der Sprach-«Richtigkeit», dass das Wort die Sache trifft und packt und hat, sondern um jene umfassende Komplexheit, die gerade im Mehrdeutigen, Vieldeutigen ihre Kraft erweist: wo das Wort nicht so sehr eingrenzt und *bezeichnet*, als vielmehr offenlässt und *bedeutet*, wo es Symbol, Bild, Gleichnis – «poetisch» wird. Im didaktischen Teil der Farbenlehre: «Man bedenkt niemals genug, dass eine Sprache eigentlich nur symbolisch, nur bildlich sei und die Gegenstände niemals unmittelbar, sondern nur im Widerschein ausdrücke.» Weiter als dieser allgemeine Ausspruch führt uns ein Gedicht des West-östlichen Divans, das in einem scheinbar leicht hingesagten anmutigen Gleichnis in einer sachlich überaus aufschlussreichen Weise unter dem Titel «Wink» die gestaffelte Tiefendimension des Worts als des Symbols «bedeutet». Das vorhergehende Gedicht

«Offenbar Geheimnis» hatte sich gegen die allegorisierende Auffassung des Hafis gewendet: wer ihn so, als «mystische Zunge», verstehe und deute, habe «den *Wert des Worts* nicht erkannt». Dies berichtigt nun Goethe, indem er der verkehrten Wort-Allegorie die lebendige Symbolkraft des Worts entgegenstellt.

Und doch haben sie Recht, die ich schelte:
Denn dass ein Wort nicht einfach gelte,
Das müsste sich wohl von selbst verstehn.
Das Wort ist ein Fächer! Zwischen den Stäben
Blicken ein Paar schöne Augen hervor.
Der Fächer ist nur ein lieblicher Flor,
Er verdeckt mir zwar das Gesicht;
Aber das Mädchen verbirgt er nicht,
Weil das Schönste, was sie besitzt,
Das Auge, mir ins Auge blitzt.

Das will sagen: der «Wert des Worts» ist nicht einfach geltend (so wie die Geldstücke in jenem vorhin angeführten Ausspruch Goethes). Der eigentliche Wert des Wortes hat eine mehrfache Geltung: er ist gestaffelt, ist geschichtet. – Die Art der Schichtung zeigt das Bild des Fächers an. Da ist ein Verhüllendes, das aber lieblich ist. Dieses Verhüllende verdeckt, doch es verbirgt nicht. Verdeckt ist das Gesicht des Mädchens hinter dem Fächer, die äussere Erscheinung. Das Mädchen «selbst» aber ist nicht verborgen, weil ihr schönster Besitz, ihr im Auge versammeltes Sein und Wesen durch alle Verhüllungen hindurch «mir» ins Auge blitzt. Es geht hier keineswegs darum, dass das Wort über sich hinaus in sogenannte «höhere Bereiche» weist. Es geht um die Symbolstruktur des Worts, das in seiner erfreulichen sinnlichen Gestalt verhüllend zugleich Wesen offenbart. Es geht um seinen Grundcharakter als verhüllendes Offenbaren oder offenbarendes Verhüllen.

Man wird, um das Gedicht voll zu verstehen, die ernsthafte Schelmerei zu beachten haben, mit der Goethe sein Gleichnis mit Fächer und Mädchenauge aus dem Bereich der erotischen Courtoisie nimmt. – Goethe hat das Gedicht, zunächst «Widerruf» betitelt, dann später und endgültig «Wink» überschrieben, und dieses in doppelter Hinsicht. Das Gedicht als ganzes ist ein Wink und «höfliches Andeuten» auf Wesen und Wert des Wortes hin. Und so wie das Mädchenauge hinter dem Fächer lockt und «winkt», winkt dem dafür Empfänglichen, verlangenerweckend, in der sinnlichen Gestalt des Worts die tiefere wesenhafte Bedeutung.

Das verhüllend offenbarende Wort ist nun aber adäquat zu dem verhüllend offenbarenden Grundcharakter der Natur, der Realität, im Hinblick auf den Urgrund des Göttlichen. Und in dieser Hinsicht ist jenes verhüllend offenbarende Wort seinsgemäss. – Die Natur ist für Goethe ein

«offenbares Geheimnis», «offenbares Rätsel»; und in vielen Aussprüchen hat Goethe sich dazu bekannt, dass dieses Grundwesen der Natur dem Menschen nur im Gleichnis und Symbol begreiflich wird. Im «Versuch einer Witterungslehre» (1825): «Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, lässt sich niemals von uns direkt erkennen: wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsch nicht entsagen, es dennoch zu begreifen.» (Das heisst, es lockt verlangenerweckend jenes hinter dem Flor des Fächers hervorblickende Mädchenauge.) – Oder auch in den «Maximen und Reflexionen» (Jub. A. 38, 266) über die «wahre Symbolik» gegenüber aller abstrusen Symbolistik: dass in ihr «das Besondere das Allgemeine repräsentiert, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen».

Und noch in einem anderen bedeutungsvollen Bild hat Goethe das Verhältnis von Wesen und Symbol zum Ausdruck gebracht: dem Bild des Wasserfalls am Beginn des Zweiten Faust. Ihm wendet Faust sich zu, als das Flammenübermass der aufgehenden Sonne ihn blendet und zurückwirft:

So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
Ihn schau' ich an mit wachsendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tausend,
Dann abertausend Strömen sich ergiessend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend.
Allein wie herrlich, diesem Sturm erspriessend,
Wölbt sich des bunten Bogens Wechseldauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfliessend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer.
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach, und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Jenem lieblich verhüllenden Flor des Fächers, der die sinnliche Gestalt des Wortes ist, entspricht hier der ebenfalls erquickliche Tropfenfall des Wassersturzes. In seinem ständigen Wechsel – Zeugnis der Vergänglichkeit – steht fest der Regenbogen als «Wechseldauer». Das Urlicht, dessen Gewalt er bricht und schwächt wie jener verhüllende Flor des Fächers, erscheint in ihm aber zugleich als erquickende Verhüllung im bunten farbigen Abglanz, und in diesem *haben* wir das Leben.

In der gleichen Weise können wir im verhüllend offenbarenden Wort das Leben, das Sein, die Wahrheit «*haben*». Im strikt Bezeichnen, Definieren, Determinieren des Worts liegt immer so viel Usurpatorisches. Die Wahrheit aber lässt sich nicht usurpieren. Sie hat den Charakter der Totalität. Dem

Wort aber ist es offenbar unmöglich, in einem und dem gleichen Akt eindeutig und total zu sein. Eindeutigkeit und Ganzheit, Sachgerechtheit und Seinsgemässheit sind einander ausschliessende, einander bedingende Weisen des adäquaten Worts. Die Kraft dieses offenlassend bedeutenden, seinsgemässen Worts beruht darauf, dass es, ohne Usurpation, stets den sprechenden Menschen in seiner Vergänglichkeit, Flüchtigkeit mit in Rechnung setzt, der nur am Abglanz, aber eben doch am Abglanz, das Leben hat. Das offenlassende, nur bedeutende, «höflich andeutende» Wort erweist sich in dieser Hinsicht schliesslich als wahrer, seinsadäquater als alles Bezeichnen à tout prix. Und gerade aus der Unkraft des flüchtigen Worts kann Goethe auf diesem Wege schliesslich die menschenmögliche Kraft des Wortes entwickeln, wie er in einem kleinen, hochbedeutsamen Gedicht getan hat. Er nahm es 1817 in die «Urteilsworte französischer Kritiker» auf, schickte es am 16. Januar 1818 als «das Neueste vom Jahr» an Boisserée und stellte es 1827 als Nr. 98 an den Schluss der «Inschriften, Denk- und Sendeblätter», die er damals für die Ausgabe letzter Hand zusammenstellte. Die Verse betitelte er im Inhaltsverzeichnis als «Wert des Wortes» und charakterisierte sie in der kurzen «aufklärenden Bemerkung» als «Der Worte, flüchtiger wie bleibender, Wert und Wirkung». Und es geht so.

Worte sind der Seele Bild –
Nicht ein Bild! Sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten. –
Was wir hatten, wo ists hin?
Und was ists denn, was wir haben? –
Nun, wir sprechen! Rasch im Fliehn
Haschen wir des Lebens Gaben.

Die Worte sind die Wiedergaben der Inhalte unseres Bewusstseins. Aber nur schattenhafte, umrisshafte Wiedergaben, wie Silhouetten. Als solche Silhouetten bezeichnen sie karg, bedeuten sie freigiebig («milde») unseren gegenwärtigen wie vergangenen Besitz an Welt. Aber dieser unser Weltbesitz ist fliessend. Was wir hatten, ist hingegangen, was wir haben, nicht recht greifbar. Denn was uns bestimmt, ist, heraklitisch, der Fluss, der Wechsel. Jedoch indem wir nun sprechen und als sprechende Wesen dem Fliessen der Dinge mit dem Flüchtigen des Wortes beizukommen suchen, verwirklicht sich eine Angemessenheit von flüchtigem Wort und fliessender Sache, die dazu führt, dass wir, als Menschen, so wie wir am flüchtigen Abglanz das Leben haben, nun als sprechende Wesen «rasch im Fliehn des Lebens Gaben erhaschen». Es ist «der Worte, flüchtiger wie bleibender, Wert und Wirkung» ineins. Das Flüchtige kann uns – als Menschen – das Seiende vermitteln.